Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Rubrik: Schauspielabende

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

O wär es doch! Denn den Philisterseelen,
Den kleinen, engen, bin ich satt zu singen.
Zum Himmel steuert jubelnd auf die Lerche,
Den Dichter mag die tiefste Gruft verschlingen.
O wär es doch!

Dehmel hat nur Liliencron reden lassen! Der erste Band bringt den „Poggfred", den der entschlafene Dichter von allen seinen Werken am höchsten schätzte. Neunundzwanzig Gesänge auf 329 Seiten, in neuer Reihenfolge, die Liliencron noch selbst bestimmt hatte. Es fragt sich, ob es nicht ein Zufall war, dass Liliencron den vierzig Stanzen umfassenden Kantus „Des großen Kurfürsten Reitermarsch" in die „Bunte Beute" setzte, vielleicht um den Band etwas besser zu füllen, wie er häufig Prosaisches in die Lyrikbände hineinnahm, um den Büchern etwas größeres Handgewicht zu geben. Nach meiner Überzeugung gehört, nach Inhalt und Form, dies Gedicht als Abschluss und dreißigster Gesang in den „Poggfred". Dehmel hat ferner, nachdem er die lyrischen Bände vom Prosaischen reinigte und nur technologische Gesichtspunkte gelten ließ, die Einteilung und Titel der Einzelveröffentlichungen in die Gesamtausgabe hinübergenommen, wobei er nur für die Sammlung „Kämpfe und Ziele" den alten schönen Titel „Der Haidegänger" wieder herstellte. Mit den Zuschüben des Nachlasses füllen die Gedichte, samt der posthumen Sammlung „Letzte Ernte" die Bände II und III auf über 800 Seiten. Es geschähe dem Ruhme Liliencrons kein Eintrag, wenn eine große Anzahl von Gelegenheitsgedichten (im minderen Sinne) fortgeblieben wären.

Für Band IV verspricht Dehmel die Dramen. Den fünften und sechsten Band sollen die Romane, den siebten die Novellen und den achten das übrige Prosaische, das seither in allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften verstreut war, füllen.

Seitdem ich die drei Liliencronschen Bände in den Händen habe, ist mir kein Tag vergangen, an dem ich nicht darin lesen musste, immer von neuem erstaunt über die wogende Phantasie, über den Wechsel und Reichtum der Bilder, über die Kraft des Ausdrucks und der Sprache, über die Urwüchsigkeit seiner Anschauung, über die Unzahl der Instrumente, die er zu spielen versteht.

Nachtverschluckt schlaf' ich, nur du kennst mein Grab,
Brich dir einen Erikastrauß von ihm ab.
Dank, Mädel, dir, für deine rohfrische Natur;
Sie roch wie die kraftgährende Ackerflur.
Die Sonne sinkt; meine Hünenmale
Feiern Andacht im letzten Abendstrahle . . .

ZÜRICH CARL FRIEDRICH WIEGAND

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Im Pfauentheater sahen wir eine sehr lustige Sache: *Der gute König Dagobert* von dem Pariser *André Rivoire. Le bon roi Dagobert* hat das Glück gehabt, in das Volkslied überzugehen. Man dichtete dem Merovingerfürsten eine des sagenhaften deutschen Professors der Fliegenden Blätter würdige Vergesslichkeit an. Das übermütige, an Anständigkeit nicht kran-

kende Volkslied beginnt mit einer Mahnung des Bischofs Eligius an Seine Majestät: er habe die Hose verkehrt an. Gut, sagt der König, drehen wir sie um. Rivoire hat diese Untugend der Vergesslichkeit des guten Dagobert gleich zu Beginn des Stückes lustig benützt: der König vergisst auf der Jagd nicht mehr und nicht weniger als seinen Vermählungstag. Die künftige Königin ist davon natürlich nicht eben erbaut. Immerhin: da sie den ihr bestimmten König nicht leiden kann, weil ihr westgotisches Prinzessinenherz in Spanien einen Cousin zum Objekt ihrer heißen Verehrung erhoben hat, regt sie die Sache nicht übermäßig auf; hat sie sich doch vorgenommen, dem König die Ausübung der ehelichen Pflichten nicht zu gestatten. Zu diesem Zweck hat sie eine Kriegslist ersonnen: eine von ihr bestellte Hexe soll dem König prophezeien, dass er sterbe, wenn er die Königin berühre. Nun gilts, eine Remplaçante für das königliche Lager zu finden. Der kluge Kanzler Eloi, eben der fromme Eligius, nimmt sich geistlich gewandt der ziemlich unsaubern Geschichte an. Er weiß der Königin und dem König zu dienen, indem er die Prophezeiung ummodelt (und ummogelt) in das Verbot, der König dürfe wohl an seiner Gattin sich erfreuen, aber nur bei stockfinsterer Nacht, die ihm alles Sehen als gefährliche Zugabe des Genusses unmöglich mache. Und nun kommt die Sache so, dass die Stellvertreterin, eine schöne Magd im Palast, ihre Aufgabe mit um so mehr Inbrunst erfüllt, als sie den König liebt und darum freudig seine Lebensretterin wird; dass der gute, auch in der Treue höchst vergessliche Dagobert eine immer stetiger werdende Liebe zu der zärtlichen Nachtgefährtin empfindet, die er selbstverständlich für die Königin hält; dass die Königin, die am liebevollen Betragen des Gatten ihr gegenüber am Tage merkt, wie sehr er das Vergnügen der Nacht zu schätzen weiß (an dem sie, die Königin, ja unschuldig ist), eifersüchtig auf die schöne Pseudogattin wird; dass dann Dagobert die beiden Frauen im nachtdunkeln Schlafgemach entdeckt, indem die Königin jetzt auf einmal Anspruch auf die eigene Ausübung des ehelichen Rechtes macht; dass am End' aller Enden die entlarvte Königin wieder zu ihrem Cousin nach Spanien zurückbefördert und die liebe Nantilde, die so musterhaft ihres Amtes gewaltet, in den Stand der legitimen Gattin und Königin erhoben wird.

Der Wiener Schriftsteller Felix Salten, dem wir eigene hübsche dramatische Arbeiten verdanken und den ich auch als geistreichen Essayisten schätze — aus der Sammlung „Das österreichische Antlitz" lernt man diese Seite Saltens besonders anziehend kennen — hat das französische Original, dem eine leichte Hand, ein hurtiger Geist, eine sonnige Heiterkeit Gestalt und Würze verliehen haben, in flüssigen Versen nachzubilden unternommen und dies mit unleugbarem Geschick zuwege gebracht. Den letzten vierten Akt freilich, der seinerzeit bei der Pariser Premiere in der Comédie Française sich den stürmischen Erfolg der drei ersten nicht errungen hat, formte Salten so stark um, dass er als eine Neudichtung gelten darf. Es ist wohl das beste Kompliment für den Bearbeiter, dass diese Zutat von Saltens Gnaden nur bemerkt, wer vom Inhalt des Originals Kenntnis hat. So gewandt wusste sich Salten in den ganzen Stil des Stückes zu finden, das man in gewissem Sinn eine Operette ohne Musik nennen könnte, wobei man freilich nicht an die in ihrer Mehrzahl unsagbar blöden deutschen Operetten denken darf, sondern an Libretti von Crémieux, Halévy, Meilhac, wie sie Jacques Offenbach zur Verfügung gestanden haben.

* * *

Ein französischer Theaterabend brachte uns in der Wiedergabe durch eine belgische Tournée, die nicht die Vollendung selber ist, des großen belgischen Lyrikers *Emile Verhaeren* merkwürdiges Dramas *Le Cloître.* Verhaeren hat in der Zeit von 1898 und 1909 vier Dramen geschrieben, von denen zwei *Les Aubes* und *Le Cloître* gleichsam die Essenz darstellen aus den Lyrikbänden des Dichters, *Les Villes tentaculaires,* einem der höchsten Ruhmestitel des kraftvoll sozial empfindenden und schaffenden Verhaeren, und *Les Moines,* seinem zweiten Gedichtband, in dem der stille, weltflüchtige, mystische Bereich des Klosterlebens, für den der Belgier namentlich in *Bruges morte* dankbare, eindrückliche Vorbilder besaß, seine lyrische Verherrlichung gefunden hat. Zwei andere Dramen, *Philippe II.* und *Hélène de Sparte,* bewegen sich scheinbar auf dem Boden des historischen Dramas; wer sie aber liest, wird finden, dass es im Philipp II. wie in der Helena weit mehr um bestimmte Ideen geht: dort um des furchtbaren Glaubensfanatismus, der alles vergiftet und alles zerstört, was das Leben hell und heiter macht; hier um den Fluch der sinnlich berückenden Schönheit, der Helena bis zuletzt zum Verhängnis werden lässt. An die Bühne hat Verhaeren sicherlich bei allen vier Dramen nicht ernstlich gedacht; sie leben nicht vom Blut des gebornen Dramatikers, sondern von dem des großen Lyrikers. Ergreifendes findet sich in allen. Im Helena-Drama ist das Los der schönen Frau, die gegen ihren Willen immer neue furchtbare, verbrecherische Leidenschaften weckt, und sich schließlich, da selbst die Naturkräfte, verkörpert in Satyrn, Najaden, Bacchanten, lüstern die Hände nach ihr ausstrecken, nicht mehr anders zu helfen weiß, als indem sie Zeus, ihren göttlichen Vater, bittet, sie zu Nichts zu zerstäuben, worauf sie gen Himmel entrückt wird — dieses Los Helenas ist in eine heißlodernde und wieder elegisch ergreifende lyrische Sprache gefasst, die hinreißend wirkt.

Im „Kloster" ist es die katholische Idee der Beichte, um die sich das Stück dreht. Genügt die geistliche Absolution, und wäre sie vom Abt des Klosters und dem ganzen Mönchskonvent dem einst in schwerste Schuld verstrickten, reuig bekennenden Ordensbruder erteilt worden, um die Gewissensnot auf immer niederzuschlagen? Und die Antwort lautet: nein. Denn Balthasar, der einst grausam und kaltblütig den eigenen Vater erschlug und ruhig zusah, wie ein fälschlich des Verbrechens Geziehener an seiner Statt den Tod durch Henkers Hand erlitt, wird durch sein Gewissen getrieben, das Geheimnis seiner Schuld auch der Welt preiszugeben und dem irdischen Rächer nach langen Jahren noch sich auszuliefern. Als Frevel an Gott fassen diesen Bekenntnisdrang die Mönche auf, und vor die Tür ihres Klosters jagen sie ihn hinaus. Nun mag er weiter zusehen. Nur ein Einziger hat Mitleid mit ihm, der jüngste, frömmste, reinste der Mönche: er empfiehlt Balthasar der Gnade des verzeihenden Gottes: „O woll' in der blutigen Todesstunde ihn hilfreich umringen, ihn gnädig bewahren mit deinen rauschenden Engelsscharen!"

In allen Dramen greift Verhaeren zu seltsamen Übergängen aus der Prosa in eine freie rhythmische Sprache mit einzelnen Reimen. Auf einmal gerät sein lyrisches Empfinden in Fluss und rauscht nun prachtvoll dahin. Das gibt die dichterischen Höhepunkte seiner dramatischen Dichtungen ab und macht ihren Wert und ihren Zauber aus.

Stefan Zweig, der geistvolle, fein kultivierte Wiener, hat drei dieser

Dramen frei übertragen: die Helena, den Philipp II. und das Kloster. Sie bilden einen der drei Bände, die er Emil Verhaeren im Insel-Verlag gewidmet hat. Sie mögen denen, die nicht lieber zum Original greifen, den Weg zeigen zu einem der eigenartigsten Dichter der ganzen heutigen Literatur, zu diesem begeisterten, zukunftsfrohen Herold und kühnsten Symboliker des modernen Lebens.

ZÜRICH H. TROG

□□□

KUNSTNACHRICHTEN

Wenn nicht *Rudolf Sieck* dabei wär, sie würden nicht gut abschneiden, die Maler vom Künstlerbund „Bayern", die gegenwärtig im Kunsthaus Zürich ausgestellt haben. Das ist noch ein Maler nach dem Herzen Gottes, der eine Ebene mit all ihren stillen Herrlichkeiten hinzubreiten versteht, bis wo sie in Dunst und Duft verschwindet. Und so sparsam er mit seiner Farbe umgeht, er ist eigentlich fast der einzige dieser Münchener, der wirklich farbige Haltung hat. Von weitem leuchten seine Bilder heraus aus den langweiligen Akademieprofessoren, die ja gewiss malen können, wie man es mit Fleiß lernt und mit Pose fertig bringt. Gewiss, auch von *Franz Hoch* sind einige gut gefundene Landschaften da, die wenn auch nicht farbige Besonderheit, so doch Stil und Stimmung haben. Und *Fritz Rabending* hat wohl noch mehr Natur- und Farbensinn als Hoch, wenn er auch bescheidener Auftritt. Aber Maler wie *P. T. Messerschmidt* gehören auf den Trödelmarkt und nicht ins Kunsthaus. *Ernst Liebermann,* den man beileibe nicht mit Max verwechseln darf, sieht unserm Fritz Osswald gleich wie ein Ei dem andern; er kann weiter schöne Erfolge haben, wird aber einmal so gründlich vergessen sein, dass man seinen Namen nur in vergilbten Katalogen findet. *Georg Schuster-Woldan* weist in seinem getreuen Ekkhardt und in seinem Mädchenbildnis ein reines und feines Verständnis für das Kindliche, das Märchenhafte, auf und ist in dem Knabenbildnis wieder unbegreiflich hart in der Farbe und hölzern in der Form. *Charles J. Palmié* hat dem französischen Impressionisten Signac abgeguckt, wie man ein Bild aus farbigen Punkten aufbaut; aber wie freud- und sonnenlos, wie kalt und grau ist doch das alles geblieben.

Albert Weisgerber allein hat eine größere Anzahl von Bildern ausgestellt. Merkwürdig, wie er zwischen dem sehr Guten und dem sehr Schlechten hin und her pendelt. Bildnisse, in denen das Charakteristische sicher erfasst ist wie bei ein paar Typen aus dem Café Größenwahn, wie vor allem bei dem farbig zurückgehaltenen Bild seiner Mutter; daneben blödes Zeug, ohne Ausdruck und Farbe, steif oder platt, ohne Geschlossenheit, wie das Bild der eigenen Frau, eines Leutnants, zweier junger Herren. Den besten Eindruck erhält man von den Studien über einen heiligen Sebastian, die offenbar von der Ausstellung der Werke Hans von Marées beeinflusst wurden; daneben sind wieder farbige Skizzen, auf die viele und saftige Farben hingestrichen sind, ohne dass irgend ein Grundwert da wäre. Hätte Weisgerber nur sein bestes ausgestellt, wie leicht hätte man auf das Vorurteil verfallen können, einen vorzüglichen Maler vor sich zu haben.

ZÜRICH ALBERT BAUR